

Unverkäufliche Leseprobe



Johann Hinrich Claussen
Gottes Häuser

oder Die Kunst, Kirchen zu bauen und zu verstehen

Vom frühen Christentum bis heute

288 Seiten, Halbleinen

ISBN: 978-3-406-60718-9

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

Man kennt sie so gut, von Kindheit an sind sie einem vertraut. Sie stehen in der Mitte eines jeden Dorfes, einer jeden Stadt, eines jeden Quartiers – die Kirchen. Man überschläge einmal, wie häufig man auf seinen üblichen Alltagswegen an einer von ihnen vorbeikommt, Tag für Tag, mal mehr, meist aber weniger bewusst. Doch so sehr man sich an sie gewöhnt hat, haben die Kirchen ihre Faszination nicht verloren. Sie locken und reizen immer noch. Stehen sie offen, verleiten sie nicht wenige zu einem kleinen Besuch, einer eiligen Flucht aus dieser und zu einem Abstecher in eine ganz andere Welt. Äußerlich betrachtet, sind sie Gebäude wie andere auch, von Menschen und Maschinen gebaut, gefertigt aus Stein und Mörtel, Glas und Beton. Doch wer ihre Atmosphäre schmeckt, merkt schnell, dass sie Häuser einer höheren Ordnung sind, Gottes Häuser eben. Sie stehen auf der Erde, verweisen aber auf den, der Himmel und Erde gemacht hat. Sie sind nicht ganz von dieser Welt, sondern stellen eine Gegenwelt vor, ein Gegenbild zur Welt der modernen Wohn-, Büro- und Kaufhäuser. Selbst Menschen, die einen eigenen Zugang zum christlichen Glauben längst verloren oder nie erworben haben, fühlen sich zu ihnen hingezogen und genießen die besondere Schönheit und Stille, die hier zu finden sind.

Doch das Genießen ist ein flüchtiges Gefühl, wenn es nicht von einem Wissen begleitet wird. Wer nur in die Kirche geht, um einen Kontrastreiz zur Alltagswelt draußen zu erleben, aber nicht zu sagen weiß, wofür sie da ist, was ihre Geschichte und gegenwärtige Bedeutung, ihr Inhalt und Sinn ist, bei dem wird das anfängliche Staunen schnell in Ratlosigkeit und Langweile umschlagen. Zunächst hatte man Mund und Augen weit aufgemacht, war herumgeschlendert, ohne Ziel, Absicht oder tieferes Verständnis, hatte dann aber bald das Interesse verloren und war mit einem Achselzucken schnell wieder hinausgegangen. Viele

Zeitgenossen wissen sehr wenig darüber, was eine Kirche ist und was es in ihr zu sehen gibt. Sie brauchen eine Sehhilfe, damit sie mit ihren eigenen Augen all das aufnehmen können, was eine Kirche an Schönheiten und Bedeutsamkeiten zu bieten hat. Aber sie brauchen auch eine Gebrauchsanweisung. Denn eine Kirche ist dafür da, gebraucht und benutzt zu werden. Doch zu was? Noch folgenreicher also als der Mangel an architektonischer und kunstgeschichtlicher Allgemeinbildung erscheint die Unsicherheit vieler Zeitgenossen in Sachen Religion. Sie wissen nicht recht, was sie in einer Kirche zu tun hätten, worüber sie hier ganz für sich nachsinnen sollten und was sie hier gemeinsam mit anderen erleben könnten. So bleibt ihnen der tiefere Sinn und eigentliche Zweck dieses heiligen Raumes verschlossen. Es sei denn, ein Fremdenführer käme ihnen zu Hilfe, der ihnen nicht nur die berühmten Kathedralen europäischer Hauptstädte, sondern auch die Kirche in der eigenen Nachbarschaft erschließt.

Dieses Buch will beides sein: eine Sehhilfe und eine Gebrauchsanweisung. Um eine Ahnung davon zu vermitteln, was es in einer Kirche zu sehen und zu tun, zu erleben und zu genießen gibt, erzählt es die Geschichte des Kirchenbaus. Tief steigt es hinab in den Brunnen der Vergangenheit, zum Brunnengrund und den allerersten Anfängen christlicher Gemeindebildung, folgt der Entwicklung von den bescheidenen Hauskirchen zu den Basiliken der Antike, beobachtet, wie nach der verharmlosend «Völkerwanderung» genannten Katastrophe im Mittelalter die erstaunlichsten Kathedralen der Romanik und Gotik emporwachsen, verfolgt sodann, wie in der Neuzeit die katholische Kirche und die protestantischen Kirchen sich voneinander getrennt ausformen und die ihnen jeweils entsprechenden Gebäude bauen, und fragt sich angesichts des modernen Kirchenbaus, welche Zukunft die christliche Sakralarchitektur vor sich hat. Die Geschichte des Kirchenbaus birgt ungeheuerliche Schätze, Monumente einer Glaubens- und Gestaltungskraft, die Teil unserer kulturellen Identität und doch sehr fremd sind. So viel religiöse Inbrunst, theologische Klugheit, architektonische Raffinesse, bautechnische Anstrengung und finanzielle Opferbereitschaft sind in diese Kirchen geflossen, dass man nur staunen kann, gerade weil es sehr unwahrscheinlich ist, dass unsere Epoche etwas auch nur annähernd Vergleichbares hinterlassen wird.

Doch Vorsicht! Über dem Staunen darf man das Denken nicht vergessen. Es gibt nicht wenige Architekturbücher und *coffee-table-books*, die in ehrfürchtiger Prosa und weihevollen Fotografien den Eindruck vermitteln, Kirchen seien Orte einer unangefochtenen Ruhe und weltentrückten Heiligkeit. Dabei ist es doch selbst in den herrlichsten Kathedralen stets sehr menschlich zugegangen,

also bunt und laut – und manchmal sogar böse und gemein. Deshalb erzählt dieses Buch auch Geschichten von Gewalt und Herrschaft, Glaubenshass und Kriegsgreueln. Genau darin liegt die besondere gedankliche Herausforderung, wenn man sich mit der Geschichte der christlichen Sakralarchitektur befasst: Kirchen sind Stein gewordene Paradoxien. Sie sind so vieles zugleich: Gebetsraum und architektonische Skulptur, Versammlungsort der Gemeinde und politisches Herrschaftszeichen, Erinnerungsort und Stätte des technischen Fortschritts, Asyl für Unglückselige und kunsthistorische Schatzkammer, Schutzraum des Heiligen und Volkstheater, Kampfarena und Friedenstempel. Über die Kirchen lassen sich so viele Geschichten erzählen, die einfach nicht zusammenpassen wollen. Sie sind schön und hässlich, geheimnisvoll und ernüchternd, erschreckend und erhebend. Es sind Geschichten von gut und böse, Glauben und Aberglauben. Die Geschichte des Kirchenbaus bedarf also auch einer religionskritischen Betrachtung. Und die Religionskritik ist nichts, was man Atheisten und Kirchenbauverächtern überlassen sollte, sondern gehört zu den ureigensten Aufgaben christlicher Theologie.

Die Geschichte und die Geschichten des Kirchenbaus lassen sich nicht auf einen Nenner bringen. Dieses Buch möchte das auch gar nicht versuchen. Es erhebt nicht den Anspruch, das große Ganze vorzustellen. Es will nur eine kleine Geschichte des Kirchenbaus bieten, darin aber eine Anleitung für die Kunst liefern, Kirchen zu verstehen und zu genießen. Dafür konzentriert es sich auf wenige große Linien. Jedes Kapitel stellt eine Epoche und eine Richtung des Kirchenbaus vor, indem es die Geschichte nur einer einzigen Kirche, einer besonderen Beispielkirche, erzählt. Vollständigkeit ist also nicht beabsichtigt. Das ist auch kein Nachteil, denn Vollständigkeit ist der Tod des Denkens und des Erzählens. Für Experten dürfte dieses Buch, das von einem Nichtexperten geschrieben wurde, kaum Neues bereithalten. Dafür versucht es, Geschichten zu erzählen, einfache Fragen zu stellen, Grundwissen bereitzustellen und unterschiedliche Aspekte zusammenzudenken – und dies auf eine allgemeinverständliche Weise. So ist dieses Buch eine Einladung an seine Leser, die christlichen Kirchenbauten neu zu entdecken, sie mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Gedanken innerlich in Besitz zu nehmen. Damit es beim nächsten Besuch einer Kirche nicht wieder lediglich bei einem kurzen Staunen, einem flüchtigen «Ah» oder «Oh» bleibt.

5. Die Kathedrale von Amiens

und die Gotik

Originaldokument

Sie bauten viele Kathedralen

© Verlag C.H.Beck

Das Mittelalter durchlitt viele Epidemien. Zumeist waren dies schreckliche Krankheiten und Pestilenzen, die ungezählten Menschen das Leben verdarben und raubten. Aber das Mittelalter erlebte auch Seuchen in einem übertragenen Sinn: rauschhafte Massenaufwallungen, religiöse Begeisterungsfluten, höchst ansteckende Frömmigkeitsbewegungen. Man denke nur an die Pilgerscharen und Kreuzfahrerheere, die Büsser und Geißler, die Katharer und Liebhaber der Armut, die Ablasskäufer und Reliquienfetischisten, die mystischen Bruder- und Schwesternschaften, die Judenmörder und Ketzerjäger. Neben diesen rätselhaften religiösen Epidemien, die dem Mittelalter eine finstere Faszination verleihen, gab es noch eine weitere, höchst erstaunliche Krankheit. Sie kam gegen Ende des 12. Jahrhunderts in Frankreich auf, erlebte dort im 13. Jahrhundert ihre Blüte und breitete sich sodann fast über den ganzen Kontinent aus. Zu einer kurzen Atempause kam es in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, denn andere Schrecken drängten sie zurück: der Hundertjährige Krieg zwischen Frankreich und England, die große Pest, der Ansturm der Türken und Tartaren. Dann aber flammte die Krankheit im 15. Jahrhundert wieder auf und wirkte weiter, bis sie im 17. Jahrhundert langsam abklang.

Die Symptome wurden sehr früh in Chartres beobachtet, wie der Chronist Robert von Mont-Saint-Michel berichtet:

In diesem Jahr (1144) sah man zum ersten Mal zu Chartres die Gläubigen sich vor Karren spannen, die mit Steinen, Holz, Getreide und wessen man sonst bei den

Höher, größer, weiter! Ein Gipfel christlichen Kirchenbaus findet sich in einem heute fast vergessenen Städtchen in Nordfrankreich. Die Kathedrale von Amiens, der immer noch größte Sakralbau des Landes, zeugt von vergangener Reichtum und verflüsselter Frömmigkeit, hat aber seine Strahlkraft nicht verloren.

Arbeiten an der Kathedrale bedurfte, beladen waren. Wie durch Zaubermacht wuchsen ihre Türme in die Höhe. So geschah es nicht nur hier, sondern fast allenthalben in Franken und der Normandie und andernorts. Überall demütigten sich die Menschen, überall taten sie Buße, überall vergaben sie ihren Feinden. Männer und Frauen sah man schwere Lasten durch Sümpfe schleppen und unter Gesängen die Wunder Gottes preisen, die er vor ihren Augen verrichtete.

Selbst Angehörige der Oberschicht waren infiziert, wie ein Abt in einem Brief mitteilte:

Wer sah jemals, wer hörte von vergangenen Generationen, dass Tyrannen, Fürsten, Mächtige, die in dieser Welt an Reichtümern und Ehren ganz aufgebläht sind, dass Frauen und Männer adliger Geburt ihre stolzen und von Einbildung geschwellenen Häupter gebeugt und sich vor die Riemen der Karren gespannt haben und sie, beladen mit Wein, Getreide, Öl, Kalk, Steinen, Holz und anderen zum Leben oder zum Bauen nützlichen Dingen, zum Zufluchtsort Christi wie Zugtiere gezogen?

Zeitgenossen, denen dieses Treiben unheimlich war, gaben ihm den Namen «*morbus aedificandi*» – Kirchenbau-Krankheit. Sie nahm im 13. Jahrhundert fürwahr epidemische Ausmaße an. Schon vorher waren in Europa viele Kirchen gebaut worden. Doch nun kam es zu einer regelrechten Bauexplosion. Innerhalb von einhundert Jahren wurden im französischen Kronland fast zwanzig riesige Kathedralen gebaut. Im Umkreis von nur 150 Kilometern, also von fünf – damaligen – Tagesreisen, entstanden in Paris, Chartres, Rouen, Amiens, Beauvais, Soissons, Reims, Troyes, Sens und Orléans monumentale Sakralbauten. Hinzu kamen Hunderte von Abtei- und Stiftskirchen sowie Tausende von kleineren Kirchen. Die etwa 1300 Kirchen, die sich aus dem 12. und 13. Jahrhundert im ehemaligen französischen Kronland erhalten haben, stellen nicht einmal die Hälfte des damals Gebauten dar.

Alle Schichten des Volkes scheinen von einer historisch einmaligen Lust am Kirchenbau gepackt worden zu sein, der König und seine Fürsten, die Bischöfe und ihre Domkapitel, die Bürger und das einfache Volk. Aus Auxerre berichtete man:

Zu dieser Zeit brannte die Frömmigkeit des Volkes darauf, neue Kirchen zu errichten. Als nun der Bischof von Auxerre sah, dass seine Kathedrale von alter und wenig

Die Kathedrale von Amiens

geordneter Architektur an Schmutz und Altersschwäche litt, während rundherum andere Kathedralen ihr Haupt in wunderbarer Schönheit erhoben, beschloss er, seine Kirche mit einem neuen Bau und der höchsten Kunst der in der Baukunst Kundigen zu schmücken, damit sie den anderen Kirchenbauten nicht an Aussehen und Bemühung ungleich sei. Er ließ sie abreißen, damit sie nach Ablegung des Schmutzes ihrer Altertümlichkeit zu einer eleganteren und neueren Art verjüngt werde.

Originaldokument
© Verlag C.H. Beck

Es kamen viele, zum Teil widersprüchliche Motive zusammen, um eine Stadt zu solch einem Bauvorhaben anzutreiben. Zum einen war der Kirchenbau genuiner Ausdruck christlicher Frömmigkeit. Er war eine Bußleistung, aber auch ein Lob Gottes, ein Dankopfer sowie der Versuch, dem Gottesdienst einen möglichst angemessen Raum zu schenken. Zugleich wirkte in der Baubegeisterung eine ungeheure Lust am Neuen. Man war der alten, hinfälligen Kirchen überdrüssig. Man sehnte sich nach frischen, jungen Sakralgebäuden, die nicht mehr Zeugen einer dunklen, überwundenen Vergangenheit waren, sondern öffentlich ausstellten, welche lichtvollen Perspektiven die eigene Gegenwart besaß und zu welchen Leistungen sie in der Lage war. Das eigene technische, künstlerische und wirtschaftliche Vermögen sollte vorgezeigt werden. Und schließlich wollte man auf eine religiös erlaubte Weise Schönheit, künstlerische Eleganz und architektonische Raffinesse genießen. Fromme und weniger fromme Absichten spielten also zusammen. Die Demut vor Gott schuf gemeinsam mit dem Stolz auf eigene Fähigkeiten die Triebkraft, die es brauchte, um ein ganzes Volk zu fast übermenschlichen Anstrengungen anzustacheln. Auch wenn sich die Bauarbeiten über viele Jahrzehnte hinzogen, ließ man nicht ab, zahlte und zahlte und zahlte und legte selbst mit Hand an. Allerdings wurde letzteres zunehmend schwieriger, weil die Arbeitsteilung und die Professionalisierung im Baugewerbe mit der Zeit sehr an Bedeutung gewannen.

Es gab auch Kritik am «*morbus aedificandi*». Der Pariser Domdekan Petrus Cantor sprach sogar von einer «*libido aedificandi*», einer sündigen Bau-Wollust. Wer so große und prächtige Kirchen baue, habe zu wenig Interesse an einfacher Frömmigkeit und schlichter Nächstenliebe, sei unwillig, den Armen zu helfen, wie es einem Christen eigentlich aufgetragen sei. Die Bauwollust sei ein bedenkliches Anzeichen dafür, dass die Christen nicht mehr nach der wahren Glückseligkeit im Jenseits strebten, sondern sich allzu sehr darauf konzentrierten, sich in dieser endlichen Welt schön und prächtig einzurichten: «Wenn die Erbauer



glaubten, dass die Welt ein Ende nehmen wird, würden sie nicht so hohe Steinmassen bis in den Himmel auftürmen, würden sie auch nicht die Fundamente bis in solche Abgründe, bis zur Hölle senken.» Doch solche Kritik drang nicht durch. Zu groß war diese Wollust. Krankhaft an ihr war, dass sie zu einem geradezu

Die Kathedrale von Amiens

suchtähnlichen Verhalten führte. Denn sie wurde «durch das Bauen nicht behoben, sondern gesteigert». Die Gier nach herrlicheren Kathedralen ließ sich nicht stillen. Jede neue Großkirche stachelte zu noch größeren, teureren, gewagteren Bauvorhaben an. Was in der Nachbarstadt gebaut wurde, musste man unbedingt übertrumpfen, und indem man es tat, gab man wiederum der nächsten Stadt Anlass zu Neid und Überbietungsgelüsten.

Den Wettstreit, den der «morbus aedificandi» auslöste, nennt man für gewöhnlich «Gotik». Sie nahm ihren Anfang in der Mitte des 12. Jahrhunderts in einer Kleinstadt nördlich von Paris. Abt Suger baute die Abteikirche von Saint-Denis auf eine höchst innovative Weise neu und gab damit das Startzeichen für eine neue Epoche der Architekturgeschichte. Die sogenannte Frühgotik entfaltete sich dann in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts nördlich der Loire. Vielerorts wurden die alten Holzkirchen ersetzt und große Kathedralen gebaut, wie in Senlis, Noyon, Laon oder Paris. Das 13. Jahrhundert wurde dann die klassische Periode, in der sich der gotische Stil voll entfaltete. In Chartres wurden neue Maßstäbe gesetzt, die in Soissons, Reims und Amiens übernommen und überboten wurden. Jede Kirche nahm die Einflüsse der vorherigen Kirche auf und versuchte zugleich, sie zu übertreffen. Als der Chor von Chartres fertig gestellt war und die Bauarbeiten in Reims in vollem Gange waren, wurde in Amiens wieder ein größerer Schritt gewagt. Das Gewölbe des Hauptschiffs von Chartres war 38 Meter hoch, das des Langhauses von Reims sogar 40 Meter, das von Amiens sollte nun 42,5 Meter messen. In Beauvais aber wollte man den Menschen von Amiens nicht das Glück gönnen, die größte Kirche des Landes zu besitzen. Man baute noch höher. 48 Meter Gewölbehöhe wollte man erreichen, und dies mit Hilfe ausgesprochen schlanker Pfeiler. Doch als man im Jahr 1284 in der noch unfertigen Kirche den Ostergottesdienst feierte, hörte man ein bedenkliches Knirschen und Rumpeln im Gewölbe. Die Chorpfeiler begannen zu schwanken, das Gewölbe stürzte auf die Gläubigen, die nicht schnell genug geflohen waren. Dies war der Höhe- und Endpunkt eines Wettkampfes, den Beauvais nun verloren hatte. Die dortige Kathedrale war am eigenen Anspruch gescheitert und ist eine Ruine geblieben.

Doch auch nach diesem «Ikarusflug der Gotik» (Georg Dehio) war die Geschichte der Gotik noch nicht zu Ende. Die Sehnsucht nach einer Steigerung der Ausmaße, das «Höher-Größer-Weiter» wurde abgelöst durch einen zunehmenden

Wie man in vormodernen Zeiten Kirchen baute, zeigt ein französisches Bild aus dem Jahr 1448. Man beginnt im Osten mit dem Altarbereich. Ist dieser fertiggestellt, wird er in Betrieb genommen, während im Westen weitergearbeitet werden muss – dies aber schon in einem ausgefeilten arbeitsteiligen Verfahren.

ornamentalen Reichtum und mehr Raffinesse. Dabei übernahm England um 1300 von Frankreich die Führungsrolle. Aber auch in Deutschland, Böhmen, Spanien und Portugal kam es zu Weiterentwicklungen, die den ursprünglich französischen Stil den eigenen Vorstellungen und Gegebenheiten anpassten und ihn so zu einem europäischen Allgemeingut machten. Nur Italien scheint – warum auch immer – gegen die gotische Krankheit weitgehend immun gewesen zu sein. Der gotische Stil war so überzeugend und dazu so wandlungsfähig, dass er die Baubedürfnisse in den unterschiedlichsten Regionen Europas sehr lange zu befriedigen vermochte und deshalb auch von neuen Stilen wie der Renaissance nicht verdrängt werden konnte. Erst die Gegenreformation machte ihm ein Ende.

Der «morbus aedificandi» war eine seltsame Krankheit. Er muss ungeheure Finanzmittel verschlungen und ganze Landstriche über Generationen hinweg gebunden haben. Aber er war eine Krankheit, welche die schönsten Blüten trieb

Eine gotische Kathedrale ist keine fromme Herzenergießung, sondern ein Triumph der Geometrie, der Sieg reiner Konstruktivität über die Erdschwere des Baumaterials – zur Ehre Gottes und zum Ruhm der Stadt. Grundriss der Kathedrale von Amiens.

und die herrlichsten Früchte hervorbrachte. Die Gotik war der wunderbare Versuch, Häuser zu bauen, in denen Menschen sich zu Gott erheben können und in denen Gott bei ihnen wohnt. Sie war vom Wunsch beseelt, Orte reiner Christlichkeit zu schaffen – und dies nur mit den Mitteln der Schönheit, also ganz ohne Zwang und Waffengewalt. Vergleicht man den gotischen Morbus mit den anderen religiösen Epidemien dieser Zeit – dem finsternen, natur- und kulturfeindlichen Glauben der Katharer oder dem schwarzen, blutig-brutalen Gewaltfanatismus der Kreuzritter –, zeigt sich, wie licht, wie strahlend hell das Mittelalter auch sein konnte.